



HANS STEIGER
LIEBESWUNDER

Hans Steiger

Liebeswunder

Mit den Novellen:

**Der weiße Berg; Dunkelheit; Die Villa im
Himmelreich**

Aus: Hans Steiger, *Der fröhliche Tote*, Novellen und
Skizzen, Verlagsanstalt *Tyrolia*, Innsbruck, Wien,
München, 1919

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Virginie Demont-Breton

Der weiße Berg

I.

Keine der jungen Frauen seiner Bekanntschaft, die alljährlich in dem kleinen Badeorte herumschwirrten — Herren waren heuer nur schütter dazwischen und meist alte oder sonst zum Greisentum hinangelebte —, hatte sonderliche Lust gezeigt, sich mit ihm den Mühsalen einer Fahrt ins Hochgebirge auszusetzen. Brinkball, Segeln, Kaffeehaus, Kino, Zuckerbäcker, Tingeltangel, das genügte allen oder machte sie glücklich.

Einigen gefiels, stundenlang im Kurpark oder bei Regen im Musikraum zu sitzen und, gramvoll hingebeugt über Häkelarbeiten, einen mehr oder weniger ersetzlichen Verlust öffentlich zu beweinen, ohne freilich hiedurch ihre Aufmerksamkeit am Modenklatsche der Freundinnen zu beeinträchtigen. Andere suchten humpelnde Soldaten mit Zigarettenspenden zu erfreuen, um sich dann eingehend alle möglichen Verletzungen, Heilungen und deren Qualen schildern zu lassen . . .

Ach, wie hübsch hatte er sich alles schon ausgedacht

gehabt! Wie hätte er sich gefreut, die vierzehn Tage seinesurlaubes mit ein paar lieben Menschen ganz in friedlicher Bergeinsamkeit verleben zu können. Ein ganzes Taschenbuch hatte er draußen im Schützen-graben vollgeschrieben mit lockenden Kletterplänen.

Und nun saß er so ohne jeden Gefährten da —!

Das ärgerte ihn.

Abends noch vor dem Einschlafen dachte er, ob er nicht überhaupt auf die ersehnte Bergfahrt verzichten solle,- aber die goldseidenen Sternenbänder, die aus den silbernen Grotten des Nachthimmels leise herausschwankten, funkelten vor dem Fenster so verheißend, als zögen sie bereits an dem wunderblauen Sommermorgen, den er sich morgen erhoffte.

Er wird also morgen gehen! Schließlich konnte er ja auch unterwegs noch passende Gesellschaft finden. — O, der schöne, weiße Berg, der wie eine Sagenburg aus abenteuerlich verträumten Ferienzeiten herüberleuchtete!

Der Wind, der draußen mit seiner hellen Flöte über die nächtlichen blauen Wiesen ging, schläferete den Urlauber lustig ein . . .

II.

ES war um die Mittagszeit, als er bei dem Schutzhaus oben anlangte. Nach einer kurzen Rast — die Wirtstube war ohnehin noch ganz vereinsamt — ging er die kühne Felsenfaust an, die sich unweit der Hütte einige fünfzig Meter hoch emporreckte, von oben gewann man einen gut unterrichtenden Einblick in das Spaltengewirre des jetzt gleißenden Eisstromes.

Er schlüpfte in die Kletterschuhe und turnte sich über das plattige Kar hinauf, das den Zugang zum Nordwestriß des Gipfels vermittelte. Er packte jede Leiste, jede Rippe bedachtsamer an, als er es sonst getan, wenn er sich in Gesellschaft eines Gefährten befunden hätte. Beim Ausstiege aus dem Riß, der ausgesetzt über ein von Schuttzungen zerfressenes Schneefeld hing, empfand er für einen Augenblick die verhaltene Trotzfreude, einer Gefahr gegenüber zu sein . . . Ein schneller Klimmzug, womit der Überhang zu überwinden gewesen war, brachte dann hinter einigen brüchigen Schrofen den vierköpfigen Gipfel in Sicht.

Fein wars. Ein sportlicher Spaß! Wie ein Wächter hockte der Felsklotz vor dem großen Felsschlosse des weißen Berges. Auf dem strahlenden Firndache leuchtete

blauschwarz die zierliche Gipfelkrone.

Der schöne weiße Berg!

Morgen, beim ersten Frühschein, wird ers unternehmen, einerlei, ob er allein ist oder nicht.

Vor zwölf Jahren war er auch in diesem weißen Schloßgarten gewesen. Damals hatte das Eisfeld so maienhaft gefunktelt, daß er sich vor lauter Augenlust vorgekommen war wie ein Prinz im Herrschermantel, der sein Erbe angetreten hat. Damals war er als Musensohn, mit dreihundert Hellern in der Tasche, zur Hütte gekommen. Spät, im September, nahe vor Schulbeginn, in den letzten Ferientagen, die jetzt wie Osterprunk in seiner Erinnerung glänzten.

Einen hellen Juchezer hatte er damals in die blaue Luft hineingestoßen, als er zur Hüttentür gekommen war. Da war eine vornehme blonde Frau auf der Schwelle erschienen, verschüchtert waren seine Blicke wie Handküsse an ihr herniedergesunken.

Ohne Führer ginge es wohl nicht, hatte ihm der Hüttenwirt ernsthaft abgeraten (denn er hatte gleich auf den Gletscher hinunterkraxeln wollen).

Merkwürdigerweise war ihm Butter, Käse, Schinken und Wein aufgetischt worden, ohne es bestellt zu haben.

Ob er Laute spielen könne? war er hernach gefragt worden. — Ei ja, freilich! Auch Harmonika.

Dann war es fidel und lustig geworden.

Wie auf der Bude seines Veters Walter, der sei Maler,

er wolle auch Maler werden, so hatte er auf einmal zu erzählen begonnen, und die Schule habe er satt. Was brauche er Latein, Griechisch, Mathematik?

Und die Plauderei war damit zu Ende gegangen, daß die Dame sein Skizzenbuch, worein er ihren süßen Kopf gekreidet, zu erstehen versucht hatte.

Er hatte es ihr natürlich geschenkt. Ihr, der liebreizenden Frau!

Was waren ihm da noch des Veters Modellmädchen? Die Herma, die Babett, die Poldi? Nichts! — Frauenzimmer. — —

Oben auf dem Gipfel dann, am nächsten Tage, hatte sie ihm die Hand gereicht. Es war ihm dabei so selig im Herzen gewesen, wie nie zuvor.

Und dann beim Abschied, unten vor der Hütte, hatten ihm alle die Hände geschüttelt, der Wirt, die Wirtin, der Führer und die schöne Gefährtin, die am längsten, die hatte ihm die Hand gedrückt, bis er eine Faust gemacht hatte.

Als er nach einigen Minuten, bergabwärts springend, über Stufen, Schneetrichter und Schrofen hin, ganz verwirrt noch von der Berührung, die Faust langsam und mit einem seltsamen Herzklopfen aufgemacht hatte, war die Hütte bereits seinen Augen entschwunden gewesen, in seiner Hand aber hatte glänzend ein prächtiger Golddukaten gelegen.

Oftmals hatte er später, aber auch auf dem Wege noch,

die schöne Frau zu konterfeien versucht, vergebens, — die Linien, die Striche, die Farben, Lichter und Schatten, sie hatten sich niemals wieder zu jener berückenden Wirklichkeit zusammengefunden.

III.

Die zierliche weiße Dunständerung des Himmels war ein schlimmes Vorzeichen gewesen, dennoch war der Nachmittag blaugoldig und heiter geblieben.

Erst gegen Abend schob sich aus den Luken der Firnschneide eine unförmige, schwarze Wolkenmasse heraus und stand plötzlich ungeheuer breitspurig über dem riesigen, stillen Eisstrom.

Die Hütte war schon fast bis auf die letzte Schlafstelle besetzt. Als die ersten Tropfen klatschend an die Hüttenwände schlugen, kamen noch zwei Landjäger herauf, die einem Raubmörder, welcher aus dem angrenzenden Herzogtum in dieses Gebirge geflüchtet war, aufzulauern hatten.

Auf einmal brach das Gewitter mit aller Gewalt los. Gelbe Blitze fuhren büschelweise aus der finsternen Wolkenkuppel und die Felsmauern dröhnten unter dem Stampfen des Donners. Stürme rasten, heulend wie ein Chor von Werkspfeifen, schlugen uferlos über das Gebirge hin wie entfesselte Ströme und trieben rasselnde Steinlahnen wie Riesenbohrmaschinen in die Schneetäler.

Dann fielen die Regenfluten, weißen Bleistücken gleich, aus der vernachteten Luft und krachten mit einem

rauschenden Getöse auf den fahlen Karboden hin.

Die Menschen in der Hütte, die wegen der Korkzwischenwände den Aufruhr des Himmels schon mehr theaterhaft vernahmen, aßen währenddessen, tranken, redeten von alltäglichen Dingen und bemühten sich, bei den Donnerschlägen recht nachlässig zu lachen. Es war eben ein Gewitter. Erst als ein Blitz in unmittelbarer Nähe des Schutzhauses einschlug und die bebenden Mauern in ungeheure Donnerwirbel hineinzog, war man einen Augenblick still und die Damen lehnten sich erschreckt zurück.

IV.

Er stand mit zwei Bergführern, die mit ihm im selben Regiment gedient hatten und in Galizien verwundet worden waren, im Vorraum der Hütte, alle drei vernahmen ehrfürchtig die herrliche Gewalttat des mit unermesslichen Kräften der Erde entgegenreisenden Himmels.

Als der Regenfall etwas nachließ, öffneten sie die Türe und sahen in die finstere Wildnis hinaus . . . Der Weg plätscherte wie ein Karstbach in einen unsichtbaren Höllenschlauch hinein. Plötzlich warf der auf- und niedertornende Nebel zwei zusammengeballte weibliche Gestalten vor die kleine Hüttentüre hin, sie glichen Ertrinkenden und waren keiner Bewegung mehr fähig. Die beiden Bergsteigerinnen wären ohnmächtig auf der Schwelle liegen geblieben, hätten die drei Männer nicht gerade zufällig Ausschau gehalten.

In der Wirtstube quirlte es vor Neugierde, als man die Erschöpften hereinbrachte. Nur eine flachsblonde Jüdin kramte aus ihrem Rucksacke sogleich alle vorhandenen Wäschestücke heraus und erbot sich, den »armen Hascherin« damit auszuhelfen.

Während die Gaffer den unvermeidlichen Kreis

schlugen, hatte der Fremde bereits sein Arzneitäschchen ausgebreitet und die Ohnmächtigen so weit gekräftet, daß sie die Augen aufmachten.

* * *

Abendruhe. — — Auch die Küche war voller Menschen. Auf dem Tische stand roter Wein in grünen birnförmigen Gläsern und in der Mitte der bäuerlich gedeckten Tischplatte eine flackernde Kerze. Es war so mollig warm, wie an einem Wintersonntagmorgen, wenn man eben erwacht ist — und an den Fensterscheiben Eisblumen angefroren sieht.

Er saß neben Fräulein Hella. So hieß die jüngere der beiden vom Unwetter Überraschten.

Der Gewitterlärm hatte nachgelassen. Mitunter schritt noch ein gellender Windstoß wie ein Herold gegen das Hüttentor und verschwand wiederum in der Dunkelheit, woraus er hergekommen.

»Kein Stern ist zu sehen«, sagte der Führer Paul, der gerade von draußen hereinkam und sich mit Verlaub zum Tische setzte, »oben auf dem Firnkamm hockt es schwarz und geht nicht weg.«

»Wirds morgen schön werden?« fragte dann irgend wer.

Ein ferner Donnerschlag zerstäubte die Antwort. Hernach begannen ein paar zu singen.

Die beiden Damen hatten sich von der Unbill, die ihnen der weiße Berg angetan, erholt, Hella rauchte langsam eine bosnische Zigarette in deren großen zufriedenen Ringeln schweigend die Augen des Fremden schwebten, der ihr vorhin in allem so behilflich gewesen war . . . Die Umgebung, Sommerfrischler und Kurgäste aus den Badeorten des großen Bergsees, führten eine hinreichend laute Unterhaltung vom Kriege, wie um es den dreien auf solche Weise zu ermöglichen, allein zu sein. Auch Lizzi, die Schwägerin Hellas, schwieg. In den Nerven der beiden hing wohl noch die Gewalt des Unwetters, und die Körper mochten von dieser Müdigkeit beschwert sein, die einen behaglichen Abend wie einen frohen, freundlich geliebten Gast empfängt. Und er, der aus dem Kriege gekommen, glich mit seinen stillen, ruhigen Augen fast selber solch einem Abend. Alle drei schienen darüber froh zu sein. Das Beieinandersein selbst genügte ihnen. Nur kleine Sätze, Fragen, Geständnisse reichten sie einander zu, wie man schöne Früchte nach einem Mahl gibt. Jede Minute kam und ging mit einer köstlichen Anmut . . .

Auf einmal fiel in die Gesellschaft was Seltsames hinein. — Glockengeläute! — — Kleines, leises, frohlockendes Klingen. Wo kam das her? Ei natürlich, das wars —: Der Gewitterlärm war zerflossen, aber der Sturm blies noch. Der Gipfel, der an seinen steinernen Lenden, nach Norden schauend, die Hütte barg, trug auf

seinem Scheitel ein einfältiges, liches Kirchlein, darin hing eine Glocke. Und die ging jetzt. Geschwungen von den Armen des Sturmes.

»Möchtest du nicht zur Kapelle hinaufgehen, Lizzi?«
ermunterte Hella ihre Schwägerin,

»Freilich, Hella! aber —«

»O, unser Freund wird uns hinaufgeleiten«, fuhr Hella fort und stand sogleich auf. Der Fremde nickte lächelnd.

Sie traten in die Nacht hinaus, vorgebeugt, erwartend, oder wie man in einen schon verdunkelten Saal tritt, worin man etwas vergessen. Hella drängte es plötzlich nach der Hand ihres Begleiters zu suchen.

Die Lüfte brausten daher wie Schnellzüge über nächtliche Brücken . . .

Oben bei der Kapelle sah man es, wie der weiße Sturm vom Gletscher her über die steilen Plattenschüsse heraufaste und in die Tiefe des anderen Tales, das noch dunkler und abgründiger erschien als das des Eisstromes, entsetzlich schaukelnd hinunterfuhr. Unten zerbrach das Getöse wie bei auseinanderstürzenden Gebäuden.

Die Glocke läutete fort und fort. Hella fand kein Widerstreben in sich, als ihre Hände langsam und innig wie ein Kind emporgehoben und geküßt wurden, zweimal, dreimal — erst als sie die Küsse in der Kehle ihres Ellbogens spürte, drängte sie mit der anderen Hand das heiße Antlitz des Fremden von sich weg.

V.

Während der Sturm tobte, kam da und dort ein kleiner Stern blinkend hervor, als aber das Brausen endlich verstummt war, fielen Nebelmengen scharenweise über das Gebirge her und nahmen Stern für Stern aus dem gefalteten Nachthimmel heraus, so daß es mit der Zeit ganz tot und stumm in dieser Welt wurde.

Er, der aus dem Kriege gekommen war, lag noch wach auf seinem Lager. Er starrte in die Nacht hinaus wie ein augenkranker Mensch, dem die Heilung bevorsteht und der die Tat des Lichtes wieder erwarten darf.

Die Nacht war schwarz, gähnenden Höhlengründen .gleich, worin brodelnde Wasser steigen und sinken. Nur ein ungewisser, dünner Schein zitterte grau« silberig von Süden her . . . Das ewige Eis. Dort schlief der weiße Berg seinen unerdenklichen Schlaf.

Die Eisenbalken, die Pfosten und Holzlatten im Bau des Unterkunfthauses waren lautlos geworden, der Wind, der sich in alle Fugen hineingekeilt hatte, war ohnmächtig herausgeflossen. Es war still.

Der allgemeine Schlafraum wurde sonst nur von abgehärteten oder zur Sparsamkeit verhaltenen Bergsteigern aufgesucht, diesmal aber hatten alle, die erst

am Abend angekommen waren, damit vorlieb nehmen müssen. Nahe bei dem Fenster, das gegen Süden sah, ruhte er, der Schlaflose. Und ober ihm Hella, so wie in einer Schiffskajüte. Er hatte den Schlaf von sich abgewehrt, denn solange er wach war, konnte ihm nichts verloren gehen von der heimlichen Süßigkeit, die in sein Blut gedrungen war. Morgen würde nichts mehr davon da sein, das fühlte er . . . Frau Lizzi und ihre Schwägerin hatten am Abend noch einen Bergführer angeworben, der sie morgen über die Eisscharte ins andere Tal zum »Seehaus« bringen sollte, wo schon eine Gesellschaft ihrer harnte.

Wenn sich Hella im Schlafe rührte, fühlte er, daß es Bewegungen einer fast knabenhaften Schlankheit waren, seine Blutläufe, durch die eine erwachende

Glut hinwühlte, fieberten wie verliebte Gattenhände, die ihren Schatz umschlossen halten. O, so nahe war er ihr! O, wie selig sich dieses Bewußtsein über ihn hinschmiegte! Von allen Seiten klang ruhig geschwungener Atem aus den Lungen der schlafenden Menschen. Er suchte immer wieder Hellas Atem aus den vielen anderen Atemgeräuschen heraus und wenn er ihn gefunden hatte, ließ er die Züge und die Pausen seines Atems mit denen des ihrigen zusammenfließen. Dann waren sie beide eins, so deuchte es ihn.

Als das jetzt wiederum geschehen war, erhob er sich, die Hände ausgebreitet wie vor einer wunderbaren

Fügung, die glücklich macht, und führte seine Lippen der süßen, schlafenden Mädchenhand entgegen, die aus der über ihm befindlichen Schlafstelle herabhing. Die Hand erschrak unter seinem Kusse. Dann hörte er ein träumendes Reden oben —, Hella's Stimme. Mit kleinen, freundlichen Silben, mehr Hauch als Ton, in namenloser Begierde schwebend, so kam es zu ihm herab, alles friedlich überrieselnd, ohne viel Zusammenhang, wie Wünsche zu Festtagen, gesprochen von Kinderlippen.

Er lauschte. —

Dann überrann ihn plötzlich eine wilde Bitternis: — Hella hatte im Traume nach ihrem Liebsten verlangt und dessen Namen leise und glücklich ausgerufen . . .

VI.

Es war vier Uhr früh.

Lärm . . Gepolter . . schepperndes Geschirr . . Der Fremde stand auf und wanderte ohne Säumnis und allein dem Gletscher zu. Feuchte Nebel eiterten aus der verschrumpften Luft.

Die grünen Eisaugen der Schründe schreckten ihn nicht mehr mit einer rätselhaften, schauriglustigen Furcht wie ehemals, sie waren Gefahren geworden, denen er begegnete wie den vielen anderen Gefahren draußen im Kriege.

Keuchend gewann er die handschmale, schwindelnde Firnschneide. Beiderseits gähnte Tod und Entsetzen. Hoch drüber hin schob sich der geschmeidige Menschenkörper boshaft geschickt, diebisch fast, von einem Felsgrat zum andern empor . . .

* * *

Um neun Uhr vormittags war er bereits wieder unten in der Schutzhütte. Er schloß sich einem Oberleutnant an, der mit seiner Frau, einer sanften Blondine, ebenfalls im Abstiege begriffen war. Sie hatte dasselbe schöne blonde Haar wie Hella. Seine Augen hingen daran wie müde

Vögel, die schon den Winter ahnen . . .

Unten im Tale, beim Wildbachfall, lockerte sich der Nebel und es kam ein Stück Windblau daher. Die beiden Eheleute ruderten ihn über den See zum Bahnhof.

Als er der sanften, blonden Frau beim Abschiednehmen die Hand küßte, sah sie ihn so seltsam begütigend an, daß seine Lippen länger auf der Frauenhand verweilten, als es sich schickte.

Bis zur Ankunft des Zuges, die noch ferne war (das schwarze Brett beim Schalter zeigte zwanzig Minuten Verspätung an), wollte er dem scheidenden Kahne nachblicken . . . Der aber lief dicht neben dem Ufer hin und entschwand schon nach wenigen Ruderschlägen in einer säuselnden, grünbuschigen Bucht.

Der Zug, der den Fremden dann in das Tal hinausführte, war voll von lärmenden Menschen, Soldaten, Weibern, Kindern und Flüchtlingen. Es roch überall nach schlechtem Tabak, nach Karbol und Lysoform. An den Wänden klebten mancherlei Warnungstafeln gegen Seuchen, unzählige Verbote und eine Einladung zum Besuche der Kriegsausstellung.

Dunkelheit

Wenn die Dunkelheit schon die ganze Stadt erfüllt hatte und wenn er vermuten durfte, daß die anderen Mieter schon zur Ruhe gegangen waren, dann erst verlangte es ihn, seine Wohnräume aufzusuchen. Dann begann er hastig die Straßen zu durcheilen, seine Augen liefen ihm weit voraus und seine Gedanken huschten schon vor dem dunklen Haustor auf und ab, obwohl er oft noch vier Straßenlängen davon entfernt war. Und wenn er dann anlangte, den Schlüssel ansteckte, dann hatte sein absonderliches Begehren so sehr Gestalt angenommen, daß es von seiner gewöhnlichen sichtbaren Menschlichkeit fast nichts mehr übrig ließ. Die Linien seines Körpers verzerrten sich und an seinen schwarzen Kleidern war es, als wäre die Natur von den ewigen Gesetzen abgewichen, an seinen Kleidern war es, als hätten sich die Stellen, worauf sich Licht und Schatten sammelte (Licht spendete in matter Fülle eine nahe Straßenlaterne), zehnfach verschärft. Waren die Kleider aber dann mit nur regungslosen Lichtflecken behaftet, so waren es hingegen die Gesichtszüge des Befremdlichen keineswegs. Der Gegensatz in seinem Antlitze war voller Bewegung. Da wechselte das graue Weiß und das graue

Schwarz von Sekunde zu Sekunde und es war, als drehte sich Birkenlaub über eine vom Mond beschienene Parkfigur. Dieser Zauber erstand täglich.

Schrill schrie die metallene Zunge des Schlosses auf und wie ein Schatten glitt der Sonderbare durch die Tür. Sobald ihn das Dunkel umfassen hatte, wurde er ruhig. Sein Gesicht glättete sich.

Jedesmal, wenn er hier ankam, die erste Stufe beschritt, richtete sich eine süße Erwartung in seinem Herzen auf. Das Mondlicht, das schlank und leise da war, bog sich wie etwas Halbverhülltes über die Treppe hinauf. So wars auch diesmal.

Er atmete kaum und schien ins finstere Stiegenhaus hineinzuhorchen.

Nun mußte ja wieder das Seltsame seines Lebens anfangen zu geschehen, wie es jede Nacht geschah. Seine Arme, die ausgebreitet waren, griffen sehnsüchtig, wie tropfende Weidenzweige im Regen, um sich und bebten. Und auf einmal ging es wie ein Rieseln über seine Kleider und seine Hände neigten sich zueinander und berührten kühlend das heiße Gesicht.

Und es geschah: das Geheimnisvolle stieg aus dem Treppenhaus herab, ihm entgegen.

— — — Dunkelheit! Der Nächtliche spürte sie wie etwas Üppiges, und als sie ganz nahe war, ließ er sich von ihr fassen wie ein Knabe, seine steigenden Schritte wurden nun schwebend: es war fast, als glitten sie nur,

ohne alles Bewegen, ohne Tasten, und seine Hände vereinten sich mit denen der Dunkelheit, wie es zwischen Liebenden geschieht.

Die Hausflurwände verloren ihre Härte, sie wurden Tanz und wenn sie ihn streiften, währte er Liebkosungen zu empfangen. Immer mehr begannen ihn die Stiegen zu erheben, so daß er im Raum emporwuchs wie Rauch aus wundersam verbrennendem Kräuterwerk. Aber jedesmal, wenn er in seiner Wohnung anlangte, war er so erschöpft, daß er zusammenfiel wie Kleider ohne Körper.

Er merkte nicht, daß er älter wurde, daß Jahre vergangen waren, er merkte bloß, Nacht für Nacht, daß seine Erschöpfung lieblicher wurde. Eines Tages hatte ihm die Dunkelheit ihre ganze Seele gegeben —, sein Herz hatte dabei aufgehört zu schlagen und es wollte kaum mehr wach werden.

Der nächste Tag brachte ihm die erste Enttäuschung im Leben.

Er brach auf der Treppe zusammen. Öllichter kamen in die Dunkelheit und beschmutzten sie. Als er das sah, verzerrte sich sein Antlitz vor Wut und Haß. Und der tiefe Ekel vor den Menschen mit den Öllichtern verschloß ihm die Augen.

Als sich der Kranke etwas erholt hatte, flatterten seine Blicke ängstlich umher und eine überaus seltsame und von ihm noch nie verspürte Schamhaftigkeit troff fortwährend über seine Seele, so daß seine Gedanken

stumm blieben und bewegungslos, obwohl sie es schmerzlich fühlten, wie die Dunkelheit draußen im Treppenhaus herumirrte und betrübt war.

Die besorgten Nachbarn hatten inzwischen auch einen Arzt geholt, der, weil der Leidende unbemittelt zu sein schien, die Überführung ins Krankenhaus bewerkstelligte. Den Ärzten war er selbstverständlich ein Rätsel. Durch genaues Nachforschen hatte man wohl ein klares Bild seines äußerlichen Lebens bekommen, das durchaus nicht gesundheitsschädlich schien, jedoch die wirkliche Ursache der Erkrankung zu erkennen blieb selbst dem leitenden Arzte, einem bekannten Wissenschaftler, versagt.

Der sonderbare Kranke aber litt so sehr in der fremden Umgebung, daß er sich ganz in sich selbst vergrub und keine Äußerung von sich gab. Sogar gegen Schmerzen, wodurch man ihn aus seiner Stumpfheit hatte lösen wollen, schien er unempfindlich zu sein. Seine Nerven wurden indes allen möglichen stärkenden Einflüssen ausgesetzt.

Seine Unerfahrenheit sah in den verschiedenen, scheinbar zusammenhanglosen Maßnahmen keinen Plan und so ließ er mit sich machen, was man wollte. Bald hatte sein Körper wieder einen solchen Überschuß von Kraft erlangt, daß er als geheilt entlassen werden konnte.

In seiner Seele hatte sich aber während der Genesungstage eine zarte Sehnsucht ausgebreitet und sein

Leben wieder ganz mit jener Empfindlichkeit überzogen, die ihm so viel Glückhaftes schon zugeführt hatte. Leidenschaftlicher als je gab er nun seinem Gefühle nach und bald schöpfte er wieder mit derselben Maßlosigkeit daraus wie vordem.

* * *

Der erste Anlaß zu dieser krankhaften Neigung war jedoch alles weniger denn unnatürlich gewesen. Man hätte ihn vielmehr recht gewöhnlich nennen können.

Der sonderliche Mensch hatte einstmals außer seinem Hang zur Einsamkeit gewiß nichts Verstiegenes in seinem Wesen. Er war Arbeiter in einer Damenschneiderei, lebte bescheiden und verbrachte seine Abende regelmäßig zu Hause. Er besaß eine kleine Bücherei, aus der man unschwer feststellen konnte, daß Heinrich von Kleist, Otto Ludwig und Shakespeare seine Lieblinge waren. Seine Wohnstatt war klein, im dritten Stockwerk, und recht merkwürdig. Sie lag in einem abgelegenen Häuserblock, der in dunklen Nächten dastand wie eine schwarze Basaltinsel. Über seinem Bette hing ein Bild von Kubin, das den Krieg sinnbilderte. Von der Decke herab funkelte ein alter jüdischer Leuchter aus Messing, dessen Ölschale so groß war wie der Kopf eines Kindes. Die übrige Einrichtung war schüchtern aufgestellt, so daß das Zimmer eigentlich leer und unbewohnt aussah.

Eines Tages erhielt er geschenkweise einen Platz für die Offenbachsche Oper »Hoffmanns Erzählungen«.

Er war noch nie in einem Singwerk gewesen, weshalb ihn die teuflischen Geigen wohl auch wehrloser machten, als sie es etwa sonst getan hätten. Mit beiden Händen hielt er sich an der Lehne seines Sitzes fest.

Die venetianische Liebesnacht Hoffmanns mit der schönen Schmeichlerin kam. Die sinnlichen Lichter dieses Aufzuges übergössen das Gemüt des Sonderlings so sehr, daß die Schläfen ihm anschwellen. Er berauschte sich sinnlos an den Klängen des Gondelliedes. Und als darnach der unheimliche Dr. Mirakel das kranke Weib erschreckte und quälte, in der Mauer verschwand und aus dem Fußboden unvermittelt wieder auftauchte, da sank der trunkene Zuhörer schlaff zusammen, und eine schöne Frau, die hinter ihm saß, sah ihn erstaunt an. Er aber roch nur ihr julihafte warmes Duftwasser.

Der Wohlgeruch drang derart in seine Kleider, daß er ihn noch tagelang spürte.

Als nach einiger Zeit der Duft aus den Kleidern herausgeflossen war, blieb dem Träumer nichts übrig als die klingende Dunkelheit des Theaterabends. Dieses Gaukelwerk aber kam beharrlich wieder. Tagsüber leise, kaum hörbar, abends klingend und groß und unendlich zärtlich, und Nacht für Nacht schlief er mit dieser Erregung ein. Und je mehr Zeit verging, je weiter das Körperliche, nämlich die Oper selbst, aus seiner

Erinnerung schwand, desto höher wuchs das Sinnliche jenes Abends. Viele Jahre schon erfüllte diese zauberische Vorstellung sein ganzes Leben, nach und nach hatte sie diese entsetzliche Größe erreicht, die seinen Körper jetzt so entnervte.

Das ist die Vorgeschichte.

* * *

Mit der im Krankenhause angesammelten Gesundheit ging die wahnsinnige Leidenschaft des armen Mannes so wenig maßvoll um, daß er schon nach kurzer Zeit wiederum vor dem Zusammenbruch stand, ohne ihn herannahen gefühlt zu haben. Und der Zusammenbruch kam: er kam so schrecklich, daß die Hausbewohner entsetzt ihr Antlitz abwendeten. Die Augen des Unglücklichen quollen rot unterlaufen aus den Höhlen, das Gesicht war wachsbleich mit grünen Flecken, der Mund schäumte, und Hals und Stirne bluteten, weil der Körper steif und starr über die Treppengeländer in den Hausflur hinuntergestürzt war.

Auch jetzt war es dem Arzte noch nicht möglich, vollen Einblick in die rätselhafte Krankheit des Unglücklichen zu erlangen, und eine leicht reizbare Hartnäckigkeit erschwerte die Behandlung derart, daß der Arme abgeschlossen, und als seine Ungebärdigkeit zunahm, endlich in der Anstalt für Geisteskranke

untergebracht werden mußte.

In der (nachtsüber immerfort grell erleuchteten) Zelle des Narrenhauses begann sein Leben zusehends zu verkümmern. An einem klaren, bereiften Septembermorgen überkam ihn eine furchtbare Bitternis und begrub ihn ganz mit schrecklichem Schmerz.

In der folgenden Nacht brannte im Anstaltshof ein Schupfen nieder. Der Feuerschein stemmte sich zwischen den düstern Mauern empor und ergoß sich weithin in die dunkle Luft. Stundenlang flackerte der riesige Strahl in die Nacht hinein.

Der Unglückliche saß wach und halb entkleidet im Bette, blickte durchs Fenster und strich mit behutsamen Händen über die Bettgewandung. Auf einmal sah er den Flammen neugierig zu. Der Feuerherd stieß jetzt ungeheure, leuchtende Atemwolken aus.

Der Häftling bemerkte, als immer und immer wieder neue Flammenbündel ihre Strahlen ausschütteten, daß die Flammenformen sich ähnelten. Das machte ihn müd. Bald gewahrte er nur noch gleichartige. Dann war er eingeschlafen.

Am nächsten Morgen meinte er zu spüren, daß ihn etwas miede. Am Abend dieses Tages stieg er ohne Säumnis ins Bett und schlief einen traumlosen Schlaf. Beim Erwachen erkannte er, mit einem Male, wie unglücklich er war. Leer gähnte ihm sein Leben entgegen. Seine Seele fand in jene nächtlichen Geschehnisse nicht

mehr zurück. Und als die Blätter seiner so seltsamen Empfindlichkeit sich ganz zusammenfalteten, da brach er in ein kindisches Weinen aus.

Für den Anstaltsarzt war diese Wandlung bei dem Kranken ohneweiters ein Entlassungsgrund. Diese großaufgemachten, klaren, mit Schmerz angefüllten Menschengesichter konnten weder einem Tobsüchtigen noch einem Narren angehören. Auch das absichtliche, trotzig genaue Schweigen ließ schon eigentlich keine Zweifel mehr an seiner Vernunft aufkommen; er ging der endgültigen Gesundung entgegen. Man übergab ihm seine eigene Kleidung und bedeutete ihm, daß er frei wäre. Wortlos verließ der Geheilte das weiße, spärlich befensterte Haus.

Mit eiligen Schritten hatte er anfangs die Straße verfolgt. Als aber das tückische Gebäude außer Sicht war, verlangsamte er seinen Gang.

Der Abend saß im Tal und beugte sich über die Bäche und Teiche, um das Gold des Tages, das in die leisen Wasser hineingesunken war, zu erspähen mit Wind und Sturm rührte er die Flächen auf, so daß sie rauschend aneinanderschlügen. Die bewegte Luft hielt sich so sehr an den Bäumen fest, daß die Äste bebten und alle Blätter vor Schreck fallen ließen. Sie waren dürr und zerbrachen . . . November . . .

Der Wanderer kniete vor ihnen nieder und streichelte sie, setzte die gebrochenen Stücke aneinander, als

erwartete er, daß sie wieder lebend würden. Sie zerbrachen aber von neuem in viele Stücke und der Wind zermalmte sie zu Staub.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden und der Wanderer erhob sich. Und eine ihm neue, fremde Dunkelheit überschüttete das Land, und der Wind, der sich betrogen wähnte um das schöne Gold, schrie in den Wäldern.

Gealtert ging der Unglückliche der fremdartigen Nacht entgegen. Bald hatte sie ihn ganz eingehüllt, und seine Füße, die sich in den schwarzen Tüchern der Nacht verwickelten, gaben das Vorwärtsdrängen auf, und so kauerte er sich abermals auf dem Boden nieder.

Da —! In der Ferne glänzte ein Licht auf. Der Ermattete griff an die Stirn, über die der Schweiß rann. — Wo hatte er das nur schon gesehen?

Und die Nacht stand mit einem Male blau auf, und alle Schatten neigten sich zueinander und rieselten seidig. Und vor dem schönen Licht, das wie aus dem Zauberspiegel der Verführerin Giulietta kam, erwachte die liebliche Musik Offenbachs . . .

Das Gondellied — — —

O, und nun erscholl es heftig, immer heftiger, bis der Schweiß des Horchenden eisig wurde. Die Töne zerzten ein süßes Gefühl vergewaltigt hinter sich her . . . O, Liebesnacht, o, — Lie—bes—nacht — — —

* * *

In dieser Nacht hatte ein schweres Reiseautomobil, das mit neunzig Kilometer Stundengeschwindigkeit über die Reichsstraße fegte, einen armen, alten Aushäuser in der Nähe der Landesirrenanstalt so unglücklich überfahren, daß er mit aufgesägtem Unterleib nach wenigen Augenblicken verschieden war.

Die Villa im Himmelreich

I.

ALS das Fräulein Lisa von Lilleg sechsundzwanzig Jahre alt geworden war, kaufte es sich eine niedliche Villa, die in einem stillen, sanften Tale lag. Das Tal hieß »Himmelreich«, es war eine gute Stunde vom südlichen Vorortbahnhof der großen Stadt entfernt.

Der Lillegsche Landsitz war weiß wie Milch und hatte dottergelbe Balken, das sah unleugbar bekömmlich und gesund aus. Ja, es sah wohl sogar schön aus. Doch wer hätte darüber nachdenken sollen? Städtische Nachbarn hatte der kleine Lustsitz nicht, und die Menschen auf den umliegenden armen Höfen sprachen, wenn sie es überhaupt taten, über ganz andere Dinge: über Milchpreise, Mehilverstecke, Steuern und Friedenshoffnungen. Lisa aber hatte sich den Anstrich des Landhauses so bestellt. Sie hatte überhaupt in allen Dingen ihren eigenen Willen.

So wünschte sie beispielsweise so wenig als möglich von Verwandten besucht zu werden. Ihre alten, ledigen

Tanten waren ihr ein Greuel. Männer um sich zu haben, bereitete ihr ein Vergnügen (den vertraulichen Umgang mit einzelnen mied sie), »Freundinnen« konnte sie nicht ausstehen. Wenn an einer Bekanntschaft das Fremdartige erschöpft war, brach sie meistens damit ab.

Winter war es noch gewesen, als Lisa auf das Land übersiedelt war. Damals hatte sie eine blasse Kränklichkeit in ihrem Antlitz gehabt. Nun war die Sommerzeit da.

Das Getreide war schwer und gelb und der Himmel strahlte wie ein leises Meer. Wenn Lisa sich jetzt mit ihrem Liegestuhl aus weißem Rohr auf den Söller hinausschieben ließ, konnte man ihre Wangen aus dem Blumengeländer kaum herausfinden.

Seit drei Tagen trug Lisa zu Hause ein von ihr selbst ausgedachtes Hosenkleidchen aus schwarzgepunkteter Seide.

Ein Hosenkleidchen fürs Haus — warum nicht? Zumal, wenn es bequem und zugleich schön ist. Schade, daß seitdem noch kein Besuch da war, denn man hätte es ohne Zweifel anmutig nennen müssen. Auf der linken Brustseite hing eine große schwarze Rose, worin ein kleiner Diamant funkelte. Die kurzen, aufgeschlitzten Ärmel waren mit schwarzen Samtspangen verspannt, was der weißen Haut der Arme einen leidenschaftlichen Duft verlieh. Die lustig schlenkernden Hosen reichten bis zu den Knöcheln, und der Rock hatte vorn zwei große

Taschen, dorthin steckte Lisa die Fäustchen, wenn sie lachte.

Das sah so bubenhaft ehrlich und so fröhlich aus . . .

Lisa stand jeden Morgen um neun Uhr auf.

Ihr Schlafzimmer war ohne Morgensonne. Es lag gegen Abend. Das war schon wieder so etwas Eigensinniges. Aber vielleicht steckte da ein ganz richtiger und schöner Gedanke dahinter?

Abend . . . Schlafengehen . . . und morgens nicht schon von der Hahnenfrühe wachgekitzelt werden . . .

Lisa empfand den Anbruch des Tages geradezu unangenehm: diese blasse, leidenschaftliche Helle zuerst —, die fast nach Wein duftete, dann das spritzende Rot, dieses Blutunterlaufene, das den Himmel verzerrete, an geärgerte Truthähne erinnerte, — das alles mochte Lisa nicht.

Sie liebte das blaue Reifwerden des Tages! — diese ebenfalls unruhige, aber beschaulich denkende Kraft des Vormittags,- überhaupt alles, was so beständig wuchs und schaffte, alles, was so überlegsam andauerte. Nicht als ob Lisa das Scheiden fürchtete! Sie hatte ja doch den Abend gern und empfand sogar eine Andacht für ihn.

(. . . wann er so geht und scheidet, da ist es, wie wenn ein junger blonder Gatte von seinem braun- haarigen Weibe Abschied nimmt: ein stilles Begleiten, bevor noch irgend etwas von Trennung geredet wird, gerührte, kleine Liebkosungen für Hände und Haar, — ein lächelndes

Zurückschauen, wenn es zum Umkehren kommt, und dann eine gerade lange Straße einschlagen, auf der man sich noch lange, lange sehen kann . . .)

Lisa mochte nur nicht den raschen, leidenschaftlichen Händedruck, womit man sagt: Also jetzt muß ich aber gehn!

II.

Es war gerade neun Uhr.

Der Gong einer großen Säulenuhr, die wie ein verschwiegener Diener neben der Türe des Schlafzimmers stand, schlug ruhig und lang die Stunde. Lisa erhob sich aus den weißen Kissen und klingelte. Das war das Zeichen für ihre Dienerin Maria, das Morgenbad zu bereiten.

Maria stammte aus Mostar und war jung wie ihre Herrin. Die balkanische Tracht, die zu tragen ihr von Lisa erlaubt worden war, fügte dem inneren Reiz des Hauses eine träumerische Märchenstimmung hinzu. Im weißen Schlafzimmer Lisas glich Maria fast einer Zaubergestalt aus den Reisen des Seefahrers Sindbad.

Lisa legte ihre safrangelben Nachtkleider ab und schlüpfte in die blausamtenen Morgenpantoffeln. Dann lief sie in das Badezimmer hinein, wo eben noch kaltes Wasser in das dampfende Becken rauschte . . .

Wenn es draußen schön war, ließ sich Lisa von ihrer Dienerin ankleiden. (Der Sonnenschein machte sie ungeduldig!) Wenn es regnete, tat sie das allein.

»Maria, regnet es noch immer?«

»Ja, Prinzessin.«

Maria nannte ihre Herrin des Morgens »Prinzessin«, tagsüber, oder wenn Besuch da war, sagte sie »Gnädiges Fräulein!« — und abends küßte sie ihrer Herrin Füße und Hände.

»Maria, bitte, mein Frühstückstischchen!«

Die braune Dienerin eilte hinaus und schob das Tischchen mit dem chrysoprasfarbenen Porzellangeschirr vor Lisas Bett hin.

»Du kannst gehen, Maria!«

Maria knickste: »Ja, Prinzessin!«

Regentage sind auch lustig. —

Lisa frühstückte in aller Behaglichkeit. Dabei blätterte sie das Bündel Zeitungen durch, das der Postbote soeben gebracht hatte, las zuerst die Nachrichten über die Großstadtbühnen, dann die Kunst- und Literaturspalten, stellte fest, daß der Roman im Hausfrauenblättchen (von der Courths-Mahler natürlich) bereits die 73. Fortsetzung erreicht habe und warf hernach den ganzen Pack in den Papierkorb. Warum auch sollte sie sich mit den hochtrabenden Salbadereien, die man immer noch über den Weltkrieg schrieb, das Gemüt verderben lassen.

Gestern hatte Lisa ein Buch von André Suarès zu lesen begonnen. Eine italienische Reise! — Das schlug sie nun auf und streifte gleichzeitig einen Strumpf über das Bein hinauf. Um elf Uhr hatte Lisa auch den andern Strumpf schon angezogen.

Und beim Mittagstisch nahm sie sich ernsthaft vor,

sich vollends anzukleiden . . .

Denn es hatte zu regnen aufgehört, und durch das Tal schritt ein schlanker, waldduftiger Nordwind.

III.

Wenn man von der Villa weg eine Stunde talaufwärts ging, so kam man zu einem See, er war schmal und lang wie ein ausgestreckter Arm und ergoß sich aus einer steilen Felsschlucht, die aus dem Gebirge herabsprang. Die sanften Wiesen, die beiderseitig das Tal hinaufbegleiteten, verschwanden hier nacheinander in Berghalden und Tannenwälder. Dem See entlief ein lebhafter, grüner Bach und daneben ging die träumerische Talstraße her,- auch die kam vom Gebirge herunter, durchkletterte kühn die Schlucht und zog geteilt durch das schmucke, wirtliche Dörferpaar hin, das die Ufer des Sees freundlich und glänzend ränderte.

Der Weg zum See war Lisas täglicher Spaziergang.

Ach, wie schön war doch ihr Tal! — Der Bach rauschte, spielte mit Kieseln, hielt auf einmal irgendwo still und sprang dann plötzlich eilig wieder über Steine und Baumwurzeln . . .

Bachrauschen klingt manchesmal, besonders wenn man lange zuhört, genau so wie Soldatenmusik aus einem fernen Park. Dabei kommt man so hübsch ins Träumen.

Wo die Straße über einen Tumpf hinwegführte, den der Bach in den Straßenkörper gegraben hatte, konnte sich

Lisa über das Geländer beugen und schauen, wie sie im Spiegelbilde auf einmal goldene oder grüne Augen bekam. Wenn aber die kleinen Dorfbuben und Dorfmädchen im Tumpfe badeten, dann war es noch lustiger, dann hüpfte der Bach um die Mädchenkniechen herum und warf den Wildfängen glänzende Perlen ins Haar. Mit den Buben dagegen raufte er sich, bis ihre Ärmchen und Schenkel rot waren. Wenn Lisa helle Münzen ins Wasser fallen ließ, dann schossen die Buben, schnell wie Forellen, auf den Grund und holten sie für die Sparbüchsen herauf.

Lisa war auf dem Heimwege.

Die kühle Regeluft, die heute von den Kämmen herabrann, trieb Lisas weiße Röcke wie eine schnatternde Gänseschar voraus.

In den Seewiesen blies ein kalter Wind den herniederstürzenden Sonnenschein fort, so daß der nasse, fröstelnde Boden sich kaum zu erwärmen vermochte. Und der See raste gegen seine Ufer, daß sie knirschten. Dazu wirbelte der Himmel in großen, rauschenden Kreisen über das Talbecken.

Lisa wanderte mit langen Schritten her und bemühte sich lebhaft, das Trommeln und die sonstigen Geräusche einer Marschmusik nachzuahmen, («Man« hatte das im Erziehungsheim gelernt.) Bei dem Eifer, mit dem sie sich dieser kunstvollen Tätigkeit hingab, hatte sie gar kein Auge übrig für den Weg. Sie betrachtete fortwährend nur

ihre flinken Füßchen, wie sie immerfort taktmäßig unter den Rücken verschwanden und hervorstießen.

Fast erschreckt fuhr sie deshalb — gerade vor der Gartenpforte ihres Lustsitzes, dessen Nähe sie vorher gar nicht bemerkt hatte, — zwischen die ausgestreckten Arme des alten Professors Bermer hinein, der mit seinem Freunde, dem Pfarrer Franz Sieghart, Lisa zu besuchen gekommen war. Die beiden Herren hatten ihre gemeinsame Freundin schon von weitem erblickt und sie mit grüßenden Händen erwartet.

IV.

Als der Großkaufmann Walter v. Lilleg seiner vor fünf Jahren dahingeschiedenen Frau in das Land der Ruhe nachgefolgt war, hatte seine Tochter Lisa bereits ihre Mündigkeit erreicht.

Die reiche Erbin war damals natürlich das Ziel aller verschuldeten Offiziere und Staatsbeamten gewesen, einige hatten sich nicht einmal bis zur Beerdigung des Verstorbenen gedulden können und waren schon innerhalb ihrer Trauerredereien entsprechend deutlich geworden.

Auch jetzt hatten sich noch immer nicht alle Bewerber ihre Körbe geholt.

Lisa hatte das genau ausgerechnet!

Es fehlten noch zwei Oberleutnants, ein Freiherr und zwei Hofräte. Wenn Lisa ein halbes Dutzend solcher Häscher beisammen hatte, lächelte sie jedem einzelnen zuerst einmal treuherzig ins Gesicht, tippte dann einem nach dem andern freundlich auf die Nase und sagte sodann: »Ihr liebt mich alle, nicht wahr? — Sterben wollt ihr sogar für mich? Schön! — ich werde mir den Schönsten unter euch aussuchen.«

O, diese Millionenfreier! Wie putzig sie dann alle

einander anblickten! Und was sie dabei für große, starke Augen machten! Die, die Vollbärte trugen, konnten am besten.

Seitdem aber Lisa im »Himmelreich« wohnte, fingen die Besuche der schlaun Hochzeiter an seltener zu werden. Die Villa war doch unsinnig weit weg vom Bahnhof. Und man hatte da nur die Wahl zwischen einer zweistündigen Landstraßenstorcherei oder einem kostspieligen Droschkenkutscher.

Der sechzigjährige Professor Bermer, der dem Fräulein übrigens wöchentlich schwören mußte, daß er keine Heiratsabsichten in den Falten seines Gehirnes verberge, entschied sich stets für den Spaziergang. Ebenso der Pfarrer, der die Vorortpfarre verwaltete.

Den Professor hatte Lisa im Schauspielhause der Landeshauptstadt kennengelernt, und zwar, nachdem er ihr auf der Treppe zum Balkon ein Stück vom Kleide heruntergetreten und Lisa ihm versichert hatte, sie freue sich außerordentlich, auf diese nicht ungewöhnliche Weise die Bekannte eines so hervorragenden Gelehrten geworden zu sein.

Pfarrer Sieghart, ein gebürtiger Großstädter und einem wohlhabenden Hause entstammt, war ein heiterer, lebenswürdiger Mensch, im Umgange mit der Welt voll gewählter, sicherer, fast artiger Sitten. Ihn hatte Lisa, durch häufiges Zusammentreffen in Tonspielhallen und Kunstaussstellungen, zum Freunde gewonnen.

Und Sieghart blickte zu Lisa wie zu einem
freundlichen Stern auf . . .

V.

HERR Pfarrer, ich werde mich verheiraten —«, flüsterte Lisa leise. — Darnach hielt sie es für passend, ein bübisches Lachen anzustimmen.

»Was Sie nicht sagen, Lisa —, aber doch nicht mit dem Professor?« scherzte Sieghart.

»Nein, Pastorchen, nicht mit Ihrem Freunde! Mit einem Leutnant!«

»Nun, was sagen Sie dazu, lieber Bermer?«

»Man muß den Unglücklichen warnen.«

Trotz dieser bissigen Antwort schien der Professor Bermer ganz von einer liebevollen, großväterlichen Neugierde geplagt zu sein, denn er zog Lisa am Ohrläppchen zu sich her und hob ihr das Kinn in die Höhe. Himmel, diese lieben, schelmischen Guckaugen . . . Was die nur jetzt wieder verbergen mochten!

»Aber, Herr Professor, der Unglückliche weiß es doch noch gar nicht —«

»Ei, das ist gut,« tat erleichtert der alte Herr, »also doch noch eine Rettung möglich.«

»Nein, es ist zu spät, denn ich drahte es ihm jetzt.«

»Was?« fragten die beiden Herren überrascht.

»Nun, daß ich ihn heiraten werde, daß er sogleich

kommen möge.«

»Hören Sie, liebste Lisa, ich bitte Sie, seien Sie doch einen Augenblick lang vernünftig, ja?« bat Pfarrer Sieghart.

»Ach ja, teure Lisa, versuchen Sie es wenigstens«, setzte etwas verzweifelt der Professor hinzu.

»Gut, ich will Ihnen alles gestehen. Sie, Herr Professor, setzen sich dort in den Schaukelstuhl, ich sehe es nämlich gern, wenn grimmige, alte Herren schaukeln, und Sie, Herr Pfarrer, nehmen auf dem Schreibtischsessel Platz! Ich setze mich hier auf dieses türkische Kissen. Aber es ist kein Märchen, was ich Ihnen erzählen will . . .«

Der Professor gab ein zufriedenes Brummen von sich und steckte eine dickbauchige Zigarre in Brand. Na also, jetzt sollte er es ja erfahren!

»Sind Sie auch neugierig, Sieghart?«

»Ganz beträchtlich, lieber Bermer.«

»Also los!« Dabei stieß der Professor eine große Rauchwolke in den Raum und überließ sich einem leichten Geschaukel.

»Ich habe einen Freund,« begann Lisa, »er heißt Wilhelm v. Molitor. Er ist jetzt neunundzwanzig Jahre alt, ebenfalls wie ich verwaist. Auch ist er vermögend, glaube ich. In Paris habe ich ihn kennengelernt. Er war ein Bekannter von Papa. Papa hatte in Paris oft geschäftlich zu tun. Molitor machte damals Quellenforschungen zum

Rokoko in Rußland. Die Pariser Büchereien sollen nämlich hierfür äußerst wertvoll sein. Kaiserin Anna, das Seelenelend des ungeliebten Weibes, Petersburg um 1730 u. s. w. —, das wars, was ihn besonders anzog. Wir trafen uns häufig in der Großen Oper. Seine Loge war unserer benachbart. Einmal sagte er, daß ich ihn Wilhelm nennen solle, er habe mich achten und schätzen gelernt —«

Hier unterbrach der Professor Lisa mit einem etwas anzüglichen Hustenreiz. Lisa warf ihm dafür nicht etwa einen strafenden Blick, sondern ein kleines Kissen gegen den Kopf und fuhr dann fort: »Ich glaubte damals, daß er auch von Liebe reden würde. Aber er tat es nicht. Nur meine Hände küßte er . . . Das hatte er früher niemals getan. Ich sagte ihm dann, daß wir nun Freunde wären, und daß er auch mich Lisa rufen solle . . . Als wir voneinander Abschied nahmen, versprachen wir uns oft zuschreiben.«

Jetzt kam die Dienerin herein und brachte Kaffee in zarten blauen Schalen. Auf einen Wink ihrer Herrin entfernte sie sich wieder.

»In Wien begegneten wir uns abermals. Er hatte inzwischen ein Buch über das französische Schauspiel geschrieben und mir zugeeignet. Nun beschäftigte er sich mit slawischem Volkstum. Er ist auch ein gründlicher Kenner russischer Literatur. Seine Aufsätze über Maxim Gorki gehören zu den tiefsten und besten Arbeiten deutscherseits. Sie, Herr Professor, dürften das wissen?«

Professor Bermer nickte gnädig.

»Jetzt befindet sich Molitor als verwundeter Offizier in russischer Gefangenschaft. In Kiew. Doch nein, in den nächsten Tagen schon dürfte er wieder österreichischen Boden betreten. Die Drahtnachricht, die ich eben erhielt, sagt, daß er als Austauschgefangener bald die Heimat wiedersehen dürfe. Hören Sie selbst, was er kabela: Lisa, ich kehre heim. Nur linker Fuß bleibt in Rußland. Antworte. Bodenbach. Wilhelm.«

»Aber teuerste Lisa, da steht doch kein Wort von, daß er Sie heiraten will?«, bemerkte nun Pfarrer Sieghart.

»Auch mir ist es schleierhaft, warum Sie vorhin solch ein Freudengeheul angestimmt haben«, sagte gleichzeitig der alte Gelehrte.

»Ihr Männer seid aber wirklich putzig! Ich! — ich! — ich! will ihn doch heiraten!!«.

»Aha,« begann der Professor zu begreifen, »Sie wollen ihm den Vorschlag machen, daß er nun nach seiner Rückkehr aus dem großen Maschinensaal des Weltkrieges eine Heirat mit Ihnen eingehen möge, weil er ja doch —«

»Ach was! — Vorschlag — möge — weil! — Unsinn! Ich telegraphiere ihm, daß ich ihn heirate.«

»Sehr gut, großartig! Sie drahtet ihm, daß sie ihn heiraten wird! Daß! — wird! — Was sagen Sie dazu, Sieghart?«

»Ich finde es einfach kostbar!« sagte darauf mit einem

trostlosen Gesicht der junge Pfarrherr. »Sie heiratet ihn! Schluß! Lisa, sagen Sie mir nur, wozu Sie uns den ganzen Roman erzählt haben? Liebt er Sie denn überhaupt? Und wenn, wissen Sie das ganz gewiß?«

»Bleiben Sie mir doch mit Ihrer ›Liebe‹ vom Halse, lieber Pfarrer! — Liebe, Ehe, Neigung, Wohlgefallen, Glück und das Verhältnis vom Ich zum Du, das sind doch vielfach ganz verworrene Begriffe! Aus Büchern lernt man nicht schwimmen! — Wilhelm *braucht* jetzt vor allem einen guten Kameraden. *Das* ist das Grundlegende in der Ehe. Er *braucht*! — Verstehen Sie das, Herr Pfarrer? Im Weibe liegt die Ergänzung. Aber Liebe —! Was ist Liebe —? Liebe — ein großes Wort — angedichtet, angeschwärmt, angefeindet! — Ist Liebe — Einbildung? Gewohnheit? Leidenschaft? Opfer oder Genuß? Oder beides? Ich weiß es nicht! Wissen Sie es? Oder Sie, Herr Professor? — Ich werde Molitor heiraten! Wie das geschehen soll? Darüber muß ich noch nachdenken. — Warum das geschehen soll? Weil er mich *braucht*! — Und woher ich das weiß? Und ob auch er das weiß? — Lauter müßige Fragen. Ich glaube es einfach mit meinem ganzen Sein: Er *braucht* dich! — Und schließlich — bin ich nicht schön und gesund? Verdient mein Leib einen Tadel?«

Sieghart schaute Lisa, die kleine Lisa, jetzt fast erschrocken an. Wer hätte das gedacht? — Die kleine, tolle Lisa? Professor Bermer aber stand auf, ging auf sie

zu, legte seine Hände schwer auf Lisas Schultern und es war, als ob er was zu sagen hätte. Aber er sah weg, drückte seine Augäpfel nach allen Seiten, wie um zu verhüten, daß sich irgendwo Tränen durchpreßten, und atmete schwer. Doch als er merkte, daß seine Wimpern schon rundherum feucht waren, ließ er lächelnd dem Wasser seinen Lauf.

Und stammelte: »Sehr gut, — großartig —! Kabelt ihm einfach, daß! — wird! — —! Prächtiges Mädels, unsere Lisa! —«

VI.

Komme zu mir! Meine Villa ist schön und das Tal, worin sie liegt, heißt »Himmelreich«. Ich werde dein Weib sein.
Lisa.

Leutnant v. Molitor hielt den Funkspruch mit beiden Händen und las ihn wieder und immer wieder. Ganz allein war er im Abteil und der Nachtschnellzug raste. Von Süden kam eine zarte Helligkeit her. Ob die schon vom Lichterdunst der großen Stadt herrührte?

Die Fensterscheiben waren wiederum trocken geworden. Auch ein paar Sterne flimmerten hier und dort am Himmel auf. Den ganzen Abend hindurch war der Zug zwischen brausenden Regenströmen dahingespritzt. Der Klang der auseinandergeschlagenen Regenfluten aber tönte noch immer in Molitors Sinnen. Oder war es sein Blut, das so klang? —

»Meine Villa ist schön . . .«

Molitor versuchte es, Lisas Antlitz sich recht genau vorzustellen.

War Lisa schön? —

Da sah er ihre Augen auf einmal wie ernste, eindringliche Fragen vor sich stehen. Aber ihr Antlitz sah er noch nicht, nur einen schimmernden Hauch, der in die

Umrisse eines verschleierte[n] Frauenkopfes hineinflöß. Aus dieser seltsamen Spiegelung näherten sich ihm Lisas Augen, es war, als wäre sie selbst wie eine Trauernde über ihn gebeugt. Das Antlitzlose dieser Erscheinung erschreckte ihn fast und er lehnte sich davor, wie überwältigt, mit geschlossenen Lidern in die Kissen zurück.

Plötzlich glaubte er auch ihre Stimme zu hören. Er fühlte sich gerufen. Wie eindringlich und klar und wie zärtlich doch! —

Wozu fragte er seine Erinnerung nur, ob Lisa schön war?

Es war ihm jetzt, als ob er bei einer habsüchtigen Handlung ertappt worden wäre. Eine Scham ergriff ihn, ein wunderliches Reuegefühl strich wie mit bittenden Händen über sein Gesicht, so daß er die Augen gerührt öffnete und die Arme ausbreitete.

Wieder standen Lisas Blicke vor ihm, ganz nahe, zum Küssen . . . und so ruhig, klar und so voll einer guten Überzeugung.

So wie damals in Paris, als sie sich Freundschaft gelobten.

Nun sah er auch ihren Hals und ihre Hände. Die lieben Hände, die er damals so gläubig geküßt hatte! Wozu nur hatte er seine Erinnerung nach Lisas Reizen befragt? Jetzt fühlte er genau, wie häßlich das gewesen war.

Das wird er ihr beichten müssen, wenn er zu ihr

kommt!

Sie wird es ihm verzeihen, denn er wird ihren Kopf zwischen seine Hände legen und ihr die Augen und Haare küssen. Oh, das schöne, braune Haar! — Ja, Gott! Liebte er denn Lisa? Hatte er denn jemals daran gedacht, sie zu lieben?

Das wußte er bestimmt: seine Träume hatten sie nie verunehrt. Nach diesem Weibe hatten seine Begierden niemals gegriffen. Aber welchem Geschöpf auf Erden hatte er so viel von seiner Vernunft, so viel von seiner Freude, so viel von seinen Gedanken geschenkt als ihr?

Was war ihm also Lisa? Alles oder ein Teil?

Lieber Himmel, was ist denn eigentlich das: — Liebe? Ist Liebe Leidenschaft? Schwelgerei? Freude am Besitz? Ist Liebe Sieg oder Unterworfenensein?

Ei, da kam sie jetzt her und sagte einfach und schlicht: Ich werde dich heiraten!

Zuerst, auf dem Postamt, hatte er darüber nichts als gelacht. Solch eine Botschaft hatte er, bei Gott! nicht erwartet. — Liebe Grüße. Dann natürlich — auch eine Einladung, vielleicht auch ein Behilflichsein . . . Es hatte sich doch so vieles geändert. Ein großer Teil seines Besitztums war zerstört, eingeäschert! Gewiß, das Barvermögen war unangetastet geblieben. Die Banken hatten sich zeitig genug in das Innere des Landes geflüchtet, als die Russen die Grenzen zerbrachen und die Ländereien, in denen er seine Jugend verlebt hatte,

verwüsteten.

Wahrhaftig, noch hatte er gar nicht daran gedacht, daß er nun woanders zuhause sein müsse, denn sich im Kriegsgebiet wieder ansiedeln? Nein, dazu verspürte er nicht die geringste Neigung.

Nur möglichst entfernt sein von allem, was an Feindseligkeit gemahnte! Frieden, Frieden wollte er haben.

Er hatte den Anblick des ungeheuerlichen Blutbades, dem von Machtnarren und völkischen Eiferern nichts als Reinigung, Erneuerung, Gesundung und tausend andere Wohltaten nachgerühmt werden, bis zum Ekel ertragen. Er hatte den bitteren Kelch, der ihm vom Pflichtgefühl und vom Zwang in die Fäuste gedrückt worden war, bis zur Neige geleert. Er hatte das Elend der aus ihren Geleisen geworfenen europäischen Vernunft vollends erkannt, er hatte die Menschheit, die sich, von Wahnträumen geplagt, einem ungewissen Schicksalsabgrund entgegendrängte, bedauern gelernt. Nichts Unversöhnliches trug er in seinem Herzen, nichts, was zu Rache oder Trotz oder Menschenhaß hätte werden können, nur ein hungerndes Bedürfnis nach Ruhe.

Wo sollte er diese wohl finden? —

»Ich werde dich heiraten!« Das war doch grenzenlos spassig! — Doch nein, anders hatte sie sich ausgedrückt: »Ich werde Dein Weib sein!« Sieh mal an, das ist doch gar nicht so unvernünftig. Ei, daß ihm dieser Unterton

von Ergebenheit, Zärtlichkeit und Stärke nicht schon anfangs ins Ohr gekommen war!

»Ich werde Dein Weib sein!« — Immerhin, es war entschieden drollig! Auch jetzt noch! — Darum wird sie ihm auch das Lachen verzeihen. Ach ja, mitlachen wird sie.

Aber sie wegen dieser allerliebsten, herzensguten Drolligkeit — auslachen —? nein, das darf er nun nimmermehr.

Als er in Bodenbach, auf dem Postamt noch, das Fernschreiben Lisas in die Tasche geschoben und sich gleichgültig und ungerührt eine Zigarette angesteckt hatte, da war ihm diese Botschaft lächerlich erschienen. O, wie dumm von ihm!

Ja, wie war das dann eigentlich hergegangen? — Er hatte den Funkspruch angeblickt und belacht. Was hatte er dabei gedacht? Nichts. — Dann war er in ein Kaffeehaus gegangen. Unterwegs hatte ihn eine Dirne angehalten. Ihn, den Krüppel . . . Er hätte sie niederschlagen mögen, so erbost war er darüber gewesen. Aber die Dirne hatte ihre vollen roten Lippen aufgeschürzt und ihre eingeübte Lüsternheit darauf geschaukelt . . .

Was hätte dieses Weib wohl von seinem Zorn verstehen können? —

Trotz allem hatte er ihr Geld gegeben. Angewidert war er dann weitergegangen. Sie aber hatte ihm noch süßliche

Koseworte nachgerufen . . . sie war doch bezahlt worden .

..

Aber hatte er kurz vorher an Lisa nicht ebenso unwürdig gehandelt, wie nun dieses Weib an ihm?

Da hatte er plötzlich die Drahtnachricht aus der Tasche reißen, — lesen, lesen und sie weinend abküssen müssen. Kein Buchstabe daraus war ihm dann mehr lächerlich vorgekommen.

O, diese heilige, frohe Botschaft.

. . . und das Tal heißt »Himmelreich« . . .

Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!

VII.

Wilhelm v. Molitor mußte zu Bett gehen, ohne Lisa gesehen zu haben.

Es war alles für seine Ankunft bereitet gewesen. Nur Lisa war nicht da. Maria war ihm die aufmerksamste Dienerin, die er sich nur wünschen konnte, und die Behaglichkeit, die man nach langen Reisen zu wünschen pflegt, war hier ebenso zart als reich.

Der Brief, den ihm Maria bei seiner Ankunft überreicht hatte, bot ihm keinerlei Antworten auf die Fragen: Wo ist Lisa? Warum verbirgt sie sich? Oder wodurch ist sie gehindert worden, ihn zu empfangen?

»Lieber Wilhelm,« redete ihn Lisas Brief an, »ich grüße Dich und küsse Deine Hände, die aus Tod, Entsetzen, Schrecknis und Leiden zu mir zurückkommen. Geh bald schlafen und frage nicht zuviel. Das Leben ist ein Rätsel, wenn wir zweifeln, es ist eine schöne Tat, wenn wir glauben. Jede Tat muß gewagt werden! Doch das weißt Du ja selbst am besten, Du, als Soldat!

Sieh Dir nur immer den blühenden Garten an, wie schön er doch ist! Aber brich keine Rosen für mich ab! Alles ist gut so, wie es ist, denn es ist von Gotteshänden .

..

An Menschenhänden klebt vielzuviel Leid und Sünde!

Ich weiß, daß Du vor allem das Vergessen lernen mußt. Hier, in diesem Tale, kannst Du es! Gefallen Dir Deine Zimmer? Ja? Sind sie behaglich? Ich glaube, schön wohnen macht glücklich. Ein Nest haben auf der schönen, großen Welt, das ist es . . . verstehst Du mich, Wilhelm?

Meine Zimmer sind über den Deinen. Ich glaube, auch das ist gut so. Nicht nur für das Heute, auch für das Morgen. Du sollst hinaufgehen zu ihnen — hinauf . . .

Ich will, daß Du alles siehst im Hause. Geh zu meinem Bette hin! zu den Kleiderschränken! Sieh Dir meine Kleider an! Kleider sind nicht nur Hülle. Auch vor den großen Spiegel tritt hin! Spiegel sind gute Zauberer. Sie zaubern die Wahrheit hervor. In meinen Büchern lies. In jedem Buche, das man sein Eigen nennt, steckt der freundliche Opferduft eines Bekenntnisses. Iß an meinem Tische, schau durch meine Fenster, vielleicht bin ich dann bei Dir, ehe mich noch Deine Hände wahrnehmen können. Lisa.«

Leutnant v. Molitor küßte noch einmal, fast wie aus Dankbarkeit, die vier Buchstaben des süßen Namens.

O, wie vollendet erschien ihm jetzt Lisa!

In Paris war sie ihm ein liebes, kluges Kind gewesen, ein verehrungswürdiges Mädchen, dem man einen vorzüglichen Menschen zum Gatten wünscht. Er hatte ihre Schönheit damals gesehen, wie man einen Sonntag

oder ein schönes Bild sieht, wovor man stillsteht, umgeben vom Kreis der Freunde, und wo keiner den anderen im Entzücken des Schauens stören möchte. Und jetzt sollte er dieses liebliche Bild, diesen wundersamen Sonntag für sich allein haben dürfen? Dieses Wissen war in Wilhelms Seele noch so traumhaft, so neu, daß er wie ein jäh Erwachender bestürzt war.

Eine selige Fülle war sein Gemüt. Nahe dem Überfließen!

Wenn es zu entsprudeln begönne, er hätte nicht genug Gedankengefäße, um es wieder aufzufangen und von neuem zu verwahren . . .

VIII.

Professor Bermer bewohnte einen zweihundertjährigen Palast in der Altstadt, den er vor etwa zwölf Jahren von einem böhmischen Grafen um einen Pappenstiel gekauft hatte.

Der Graf, ein unglücklich verheirateter Greis, war nach dem Ärgernis, das ihm die schöne Frau Gräfin bereitet hatte, nach Frankreich geflüchtet. Auch wenn der Herr Graf jünger gewesen wäre, hätte er keinen besseren Ausweg finden können, denn sein gräflicher Degen hätte ansonsten ein halbes Dutzend »Kavalier« aufspießen müssen.

In solch altem Gemäuer bleibt immer gern ein Stück Schicksal zurück.

Professor Bermer bekam jedoch nichts davon zu verspüren, — denn er hatte sich allezeit kräftig bemüht, Junggeselle zu bleiben. Und abergläubisch war er gerade auch nicht: Alles, was ihm unterkam, sah er durch seine Brillen freundlich an und versäumte keinesfalls, es sofort auf seine Ursache, Wesenheit und Wirkung hin zu untersuchen.

Auch als er jetzt plötzlich — Lisa neben sich auf dem Bette sitzen sah, erschrak er nicht, sondern fragte sie

sogleich, ob sie verrückt geworden sei.

»Nein, Großpapa! Soeben wurde der Zapfenstreich geblasen. Es ist doch erst zehn Minuten nach neun —«

»— neun Uhr abends, teuerste Lisa! Macht man denn um eine solche Zeit Besuche?«

»Richtig, Professorchen! Nein, das nicht, wenigstens bei alten Herren nicht, zumal wenn der Besucher eine junge Dame ist! — aber bleiben wir bei der Sache: Warum sollte ein junges Mädchen —«

»—von sechsundzwanzig Jahren«, fügte der launige alte Herr ein.

»— gerade um neun Uhr und zehn Minuten drüber — verrückt werden?«

Dabei setzte Lisa ihre Mienen in einen unnachahmlichen frohlockenden Zustand. Der Professor aber ließ den Kopf hängen . . . (gerade um neun Uhr?)

Dagegen war allerdings nicht viel einzuwenden. Ganz recht. Also fragt man eben anders, höflicher —.

»Wie lange gedenkt das gnädige Fräulein hier zu bleiben?«

»Höchstens fünf bis sechs Tage —«, gab Lisa mit einer niedlichen Harmlosigkeit zurück.

»Ach, wirklich —, höchstens —? So, so . . .«

»Ja, lieber Professor! aber hören Sie: ich weiß, ich hätte Sie heute nicht mehr stören sollen, richtig, — es hätte ja für heute genügt, wenn ich Ihren Diener Franz von meiner Ankunft und Absicht verständigt hätte. Franz

hat gute Umgangsformen. Er hätte mir gewiß das passendste Zimmer ausgesucht und meine Wünsche vollauf zufriedengestellt. — Aber ich dachte, es wäre ganz unterhaltend, wenn wir heute abends noch etwas über Dantes göttliche Dreizeiler plauderten . . .«

»Da soll mich aber doch der Teufel zuvor holen! — Deswegen sind Sie also hergekommen, Lisa? — Nun glaube ich wahrhaftig, daß Sie ein bißchen übergeschnappt sind!« wettete der Professor los.

»Großpapa, ach pfui! Was Sie doch für ein verknöchertes Berufsmensch sind!«

»Lisa, Sie wissen, ich bin ein schwacher, ruhebedürftiger Greis —«

»Seien Sie ehrlich, Professorchen! — Furchtbar neugierig sind Sie, warum ich jetzt so auf einmal zu Ihnen hergereget komme . . .«

»Lisa, haben Sie mir nicht schon hundertmal eingeschärft, es sei nicht schicklich für alte Herren, neugierig zu sein?«

»Nun, diesmal erlaube ich Ihnen, neugierig zu sein!«

»Werden Sie mir, wenn ich es eingestehe, unheimlich neugierig zu sein, auch keinen Schabernack spielen?«

»Nein, ich schwöre es beim Barte des Propheten. — Sie heimtückischer Mensch, Sie —«

»Gut, also ich bin schändlich neugierig.«

»Hören Sie, Professorchen! Heute abend ist Leutnant Wilhelm von Molitor angekommen . . .«

»Sehen Sie, Lisa, habe ich es nicht gleich gesagt, daß er von Ihnen entsetzt sein wird?«

»Ja, das haben Sie mir geweissagt, aber es ist noch nicht eingetroffen.«

»Das verstehe ich nicht —«

»Weil er mich noch gar nicht gesehen hat.«

»Ei —so?«

»Auch er wird es nicht gleich verstehen. Dafür seid Ihr beide ja auch Männer! — Ich habe gleich nach seiner Ankunft unbemerkt mein Haus verlassen und bin hiehergewandelt.«

»Ja, aber, weshalb denn, — um Himmels willen?«

»Gott, eine närrische Laune vielleicht —, wie das bei uns Frauen eben schon so ist!«

»So-?!«

»Himmel, wozu sehen Sie so schrecklich drein, Professorchen?«

»Ich hab Sie bisher für ein gutes, braves Mädchen gehalten —«

»Da waren Sie wohl sehr auf dem Holzwege?«

»Natürlich —«

»Na, das ist doch schließlich kein Grund, so entsetzliche Augen zu drehen!«

»Hören Sie, Lisa! Was glauben Sie wohl, was dieser arme Kerl nun sich denken wird?«

»Anfangs nichts! — Alles beschnuppern wird er, nach einiger Zeit aber wird er nachdenklich werden.«

»Schrecklich! Wenn der von der Vogelweide Sie gekannt hätte, wäre er kein Minnesänger geworden.«

»Weil dem aber leider nicht so ist, so gibt es noch immer magere Professoren, die dicke Bücher über ihn schreiben müssen. Wer weiß, ob es nicht besser wäre, wenn er mich gekannt hätte?«

»Ich frage Sie nochmals und in allem Ernste, Lisa, was der arme Kerl nun allein anfangen soll?«

»Nur nachdenken —, Herr Professor! Bis er dahinterkommt, warum das alles, was ich getan habe, gut und richtig ist.«

Der Professor schnappte nach Luft.

»Wie — Lisa —? Wie ist das?«

»Lieber Großpapa! Geben Sie sich keine Mühe, dahinterzukommen! Gehen Sie nur hübsch schlafen und morgen fahren wir dann zusammen zum Pfarrer Sieghart.«

»Gute Nacht, Lisa! Franz soll Ihnen behilflich sein. — Und was ich noch sagen wollte; ich bin bereits dahintergekommen . . .«

»Ei, du großer Gott! Wann denn —?

»Vorgestern!«

Lisa starrte den Professor, der jetzt ganz verschmitzt lächelte, überrascht an.

»Sie müssen nämlich wissen, Lisa, daß ich vorgestern das Konzept des Briefes, welchen Maria vermutlich dem Herrn Leutnant zu geben hatte, als Lesezeichen in dem

Buche von André Suares gefunden habe, das Sie mir
letzthin zum Lesen mitgegeben.«

IX.

Wo blieb Lisa? —

Drei Tage waren schon vorübergegangen: zart, duftig und so voll einer glücklichen Demut, weißen Mädchen gleich, die vor dem silbernen Throndach gehen, wenn ein Feierzug durch geschmückte Straßen zieht . . .

Drei Tage — ohne — Lisa —!

Leutnant v. Molitor mußte beinahe lachen über die innere Spassigkeit dieses sehnsüchtigen Ausrufes! — Gewiß: Lisa kannte er schon seit Jahren. Er hatte sie geschätzt, ja sogar verehrt! Doch nie, daß er sich erinnerte, war es ihm in den Sinn geschlüpft, ein zweiter Mensch müsse an auch nur einem seiner Lebenstage Anteil haben. Und nun — klagte er sehnsüchtig und schmerzlich fast wie ein Witwer: drei Tage — ohne Lisa! so, als ob ihm etwas ganz Notwendiges fehle, als ob es ihm an etwas, was immer sein gewesen war, gebräche. Als ein namenlos Bedürftiger fühlte er sich.

Eine Sehnsucht stieg aus seinem Herzen auf, wie Opferdüfte aus einer Weihrauchschale. O, vielleicht verstand er schon so halb, was Lisa bewogen haben mußte, ihn dieser freundlichen Einsamkeit zu überlassen? Ach, so war das eigentlich ein ganz prächtiger Einfall der

kleinen Lisa? Und er überdachte jetzt, wieviel sie beide hätten reden, Verschweigen und doch wieder gestehen müssen, um auch nur halbwegs zu dem zu gelangen, was nun seine und wohl auch ihre Seele schon so mächtig erfüllen wollte.

Liebe . . .

Ach nein, Liebe war es nicht. Liebe mußte noch anders sein! Und doch, auch darüber konnte sich Leutnant v. Molitor nun nicht klar werden, wie geschieht uns, wenn wir lieben? Was war dann eigentlich dieses unendliche, kräftige und dankbare und empfindliche Gefühl, das sich in ihm anhäufte.

Er versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn er vor Lisa stünde und ihr zu sagen vorhätte: Ich liebe dich, Lisa, ich will dein Mann sein, sei du mein Weib. Das wollen wir uns und Gott wahrhaft geloben!

Sieh einer her, da war schon etwas drinnen, was nicht zu dem Wohllaut seines Herzens stimmte, etwas, was ihn wie ein Zwang berührte, etwas, was Pflichten schuf und große steinerne Tafeln herbeitrug, worauf feierlich und unverrückbar ein Gesetz stand. Das herkömmliche Denken und Verstehen von Liebe war vor dieser neuen Wirklichkeit seines Lebens zusammengeschrumpft zu einem ungewissen Nichts. Liebe —! ein Wort mit dem Nachklang vergangenen Herzensjubels, ein Wort, dessen Laute einen Beigeschmack von süßlichen Erinnerungen hervorbrachten — aber weiter nichts! Ihm war es jetzt,

als weilte er in einem schönen Raum mit vielen bunten Fenstern, wo das Licht gebrochen, verfälscht und gleichwohl prächtig ausgebreitet daliegt . . . (das Licht der Liebe —)

Gestern hatte er Lisas kleine eidechsengrüne Schuhe aufgestöbert und abgeküßt und ihre duftigen Kleider an seinen Mund und an seine Augen gepreßt . . . Weshalb? Aus Begierde! War diese Begierde verwerflich, unwürdig eines Geschöpfes, dem ein ganzer Himmelskörper und fünf oder noch mehr Jahrtausende zur Vervollkommung seiner Freude geschenkt wurden?

Das war das eine. Und dann das andere: Lisa? Liebte auch sie ihn so, und neigte auch sie sich ihm so zu, wie es recht war für einen Bund vor Gott?

Noch eins: Was etwa wohl die Leute dazu sagen würden, wenn einer mit einem Fuße auf die Freite und zum Altar gehumpelt käme?

O, wenn es nur Mitleid wäre, was Lisa für ihn fühlte?

Aber nein, das erschien ihm völlig undenkbar: Ein schönes, gesundes Weib sollte sich aus Mitleid an einen Krüppel ketten? Nein! das mußte von einem unendlich größeren und edleren Gefühl bewirkt werden.

Mitleid, du einfältiges Werktagsgefühlchen!

Und wenn es nun wirklich nur Mitleid wäre —? Könnte dies wohl den Grund für eine Ehe abgeben? Würde er solch ein Rätselgeschenk, so eine Augenblicksgnade überhaupt hinnehmen können?

O, sagte es ihm doch einer, was Lisa zu diesem großen Ereignisse so selbstverständlich hinzog!

. . . Selbstverständlich!? Ah, jetzt hatte Leutnant v. Molitor wieder festen Boden gefaßt! Die Erkenntnis, daß Lisa doch alles so selbstverständlich nahm, was sie tat, brachte ihn nun zu einer klaren Scheidung all seines Grübelns.

Ei, wie blöde doch, sich um Zweifel herumzuquälen, mit denen Lisa selbst doch längst aufgeräumt haben mußte, bevor sie zur Tat geschritten war.

Konnte er das noch immer nicht festhalten, daß er vor allem in seinen Gedanken Ordnung machen müsse?

Dieser gescheite, liebenswürdige Einfall Lisas, wegzugehen von hier, bis seine Prüfung vollendet, war doch der klarste Beweis für die geordnete Gedankenreihe ihres wundertätigen Entschlusses.

Und dann, wie fest sie an ihn glaubte!

Nicht an irgendwelche sittliche Prüfungen, nicht an den Abbau eines kleinmütigen Zweifelhaufens konnte sie gedacht haben, als sie weggegangen war, sondern nur daran, daß er etwa ein ruhiges, vertrauensvolles Zurechtfindenwollen brauchen könnte.

Hätte Lisa denn andernfalls überhaupt diesen Schritt wagen dürfen? Da sie ihn aber gewagt hat, so muß sie wohl auch den Glauben hiefür in sich getragen haben.

Lisa mochte also gedacht haben, daß er Zeit brauche, um seine Hast abzustreifen, um seine Nerven zu glätten,

um ein friedfertiges Gleichgewicht wieder zu erlangen . .

.

Ja, und waren ihm indes Lisas Haus, Lisas blühender Garten, alle diese sanften Treppen und Fenster, alle diese zufriedenen Räume hier nicht schon lauter lebenswürdige Gesellschafter geworden? Waren sie nicht alle bereit, ihm die lustigsten Ratschläge zu geben, wenn er, in dichte Zweifel gehüllt, ungeduldig einherging? War das also nicht ein ganz geschicktes Fraueneinfällchen gewesen, wegzugehen und ihn selbst und allein in einem neuen Leben Wurzel fassen zu lassen?

Als er am ersten Tage vor Ungeduld Rosen abgerissen und sinnlos zerblättert hatte, war ihm der rauschende Garten da nicht der nachsichtigste Ankläger und langmütigste Richter gewesen? O, und was doch so eine sterbende Blume nicht alles weissagen kann!

Lebendig und liebend zu sein, ist glücklich und schön.

Gestern hatte sich Wilhelm den ganzen Tag in Lisas Zimmer aufgehalten. Vor ihrem Bette hatte er gesessen und Eichendorffs Geschichten gelesen. Die weißen Kissen und die seidenen Decken hatten seinem Flüstern zugehört, und bei ergötzlichen Vorkommnissen hatten sich alle Dinge im Raum lachend umschlungen gleich beseligten Geschwistern.

X.

Fräulein Lisa v. Lilleg, Gutsbesitzerin, und Leutnant des Ruhestandes Wilhelm v. Molitor wurden heute von der Kanzel als Brautleute verlesen.

Als der Pfarrer die Kunde verlas, ging ein neugieriges Tuscheln durch die Reihen der Betbänke, und die Augen der Mädchen und jungen Frauen liefen wie Wieselchen umher, um die beiden Glücklichen zu entdecken. Pfarrer Sieghart hatte ein mildes, gutes Lächeln auf seinen Lippen und seine Blicke waren wie freundliche Grüße.

Dort kniete ein junges Paar . . .

Natürlich, das mußten die Verlobten sein!

Jetzt standen sie auf, um das Gotteshaus zu verlassen. Ei ja, hübsch war sie, die Braut, das mußte ihr selbst der Neid lassen. Sie trug ein blütenweißes, schlankes Kleid mit kleinen braunen Pelzverbrämungen. Prächtige Edelsteine blitzten von ihren Händen und der teure Hut, der auf ihrem selbstbewußten Köpfchen saß, gewann durch eine auffallend schöne Reiherfeder eine bezaubernde Keckheit. Aber die Mädchen und Frauen, die das Paar mit ihren Blicken verfolgten, bekümmerten sich naturgemäß weit mehr um »ihn« als um »sie«.

Er war eine hagere, feste, aufrechte Erscheinung, sein blonder, glattsträhniger Scheitel fiel rechterseits schräg in die Stirn, und seine friedlichen, etwas verträumten Augen drängten sich geradeaus, ohne zu suchen, durch die Beterscharen hindurch. Ohne irgendwie auffordernd zu sein, bahnten sich diese männlichen Blicke ihren Weg.

Das gefiel dem neugierigen Geschaue der jungen Frauen.

Und überdies kleidete ihn auch noch die Tracht eines Edelweißregiments. Ganz zuletzt erst gewahrte man den steifen Schritt seines linken Fußes und den dadurch einseitig betonten Gang. Noch deutlicher aber verriet der starke Spazierstock das Gebrechen des Offiziers.

Nun wurden die Augen der Beterinnen fast schwärmerisch verklärt, und jede dichtete sich gleich im stillen einen kleinen, rührenden Roman zusammen von Kriegsbrauttreue und weiblicher Seelenschöne . . .

Aber die, die diese Geschichte gelesen haben, wissen das alles viel besser und können es, wenn sie Lust haben, jetzt allen neugierigen Damen weitererzählen.